Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 17. Februar | 1921 / Nr. 39.

Flammen.

Roman von
Hans Schulze.

(20. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

„Hella!"

Von neuem brach die ganze stürmische Liebe in dem Manne auf, daß er ihre zarte Gestalt fast erdrückte in seiner Umarmung.

„Hella," flüsterte er ganz nahe an ihrem Ohr. „Dann kommst du mit mir. Versprich es mir!"

Schweratmend rang sie sich los, trat zurück und sah ihn an mit einem bösen, heißen Blick.

„Ja, Axel, dann will ich dir alles geben, was du verlangst. Aber nur dann, wenn ich wirklich frei bin. Noch einmal so wie eint gehe ich nicht wieder mit dir in die Welt hinaus. Das ist mein letztes Wort!"

Gott sei Dank, nun war es herausgesagt, war ein Aufschub gewonnen, eine Wehr errichtet gegen diese Leidenschaft, die sie in jedem unbewachten Augenblick zu überfluten, zu ersticken drohte. — —

Schweigend gingen Hella und Axel weiter am See entlang nach dem Schlosse zu.

Als die ersten Parkwege in den Wald hineinschritten, hemmte Hella ihren Schritt.

„Du mußt jetzt umkehren, Axel! Hier ist die äußerste Grenze!"

Mit zusammengebissenen Zähnen sah der Mann auf das mädchenhafte Weib an seiner Seite, nach der seine ganze Sehnsucht drängte, die so schön und so jung war, daß er es sich gar nicht vorzustellen vermochte, wie sie jemals würde altern können.

„Ich reise morgen zu meinem Bruder," sagte er. „Und werde ihn noch einmal um einen Aufschub bitten. Vielleicht gelingt es mir, wenn meine Mutter für mich spricht. In spätestens zwei Tagen bin ich zurück und gebe dir sofort Nachricht!"

Dann stand er wieder unschlüssig.

Ein unbestimmter Verdacht war auf einmal in ihm aufgestiegen, ein leiser Argwohn früherer Tage, der plötzlich riesenhaft in die Gegenwart hineinwuchs.

Niemals hatte er sich ihrer so ganz sicher gefühlt, ihr bis zu seines Herzens Ruhe vertraut.

War es wirklich nur die Scheidung, die sie noch in Deutschland hielt?

Wie eine fengende Flamme wallte die Eifersucht auf einmal in ihm hoch, daß sich der Spiegel seiner Augen feuchtete und es auf allen Poren seiner Haut brannte.

„Hella," sagte er endlich mit tonloser Stimme. „Ich will dir glauben, was du mir heut gesagt hast. Aber hüte dich. Du hast jetzt unser beider Schicksal in der Hand. Erfahre ich, daß noch ein anderer als Alsleben zwischen uns steht, so weiß ich nicht, was mit dir und mir geschieht!" —

Mit großen, starren Augen sah ihm Hella nach, als er jetzt wieder langsam zum See hinabging und von einer Waldecke noch einen letzten Abschiedsgruß zurückwinkte.

Warum hatte sein Schutz einst nicht um eine Hand breit tiefer getroffen, damals, als er zum ersten Male für sie um Kampfe gestanden hatte.

Dann war der Mund, der ihr nun mit vernichtender Anklage drohte, seit langem schon für immer stumm.

Dann war sie frei, unabhängig, Herrin ihrer selbst, ledig aller Last der Vergangenheit.

Frei.

Ein großes, heißes Freiheitssehnen ging auf einmal durch ihre Seele, daß ihr das quälende Verlangen fast die Brust zersprengte.

Und aus dem Wirbelsturm ihres überreizten Empfindens erhob sich leise und lockend ein versuchender Gedanke, ein Gedanke so furchtbar, daß ihr in geheimem Grauen vor sich selbst für Augenblicke das Herz auszusetzen schien.

Wenn sie die Leidenschaft jenes Mannes noch einmal gegen den andern wägnete, den unerbittlichen Gläubiger ihres Lebens, der wie ein düsterer Schatten unheildrohend am Rande ihrer Zukunft stand.

Axel gegen Alsleben! —

Ein Schauer der Angst rann ihr plötzlich über den Rücken herab, daß ihrd te große Stille ringsum auf einmal wie ein Abgrund schien.

Und dann war der ganze wüste Gedankenspuk wieder versunken, zerstoben.

Der müde Hauch des Abends kam in leisem Wehen und treute einen letzten Goldglanz über Wald und See.

— — — — — —

Hella sah auf die Uhr.

Ein Viertel vor neun.

Wenn sie eilte, konnte sie die Abendtafel im Schloß noch erreichen.

Als sie aus dem Rosengarten auf das Springbrunnenrondell einbog, trat hinter einer Gebüschgruppe auf einmal ein Diener in grüner Livree an sie heran.

Auf den ersten Blick erkannte sie den Chauffeur Graf Eichstädts, den sie damals mit ihm auf dem Frankfurter Bahnhof gesehen hatte.

„Ein Brief des Herrn Grafen!" rapportierte er mit abgezogener Mütze. „Ich soll um sofortigen Bescheid bitten und mich in jeder Weise zur Verfügung des gnädigen Fräuleins halten."

Hella runzelte die Stirn.

Dieser Ueberfall im Park entsprach nur wenig ihrem Geschmack; auch klang durch das ganze Auftreten des jungen Mannes bei aller bedientenhaften Korrektheit ein leiser Unterton von ungehöriger Vertraulichkeit.

Dann las sie mit verhaltenem Atem:

„Mein gnädigstes Fräulein!

Verzeihen Sie mein langes Schweigen, aber ich war in der Zwischenzeit nicht imstande, mich unauffällig mit Ihnen in Verbindung zu setzen, und muß auch für die Art der Uebermittlung dieses Briefes im voraus um Entschuldigung bitten. Um es kurz zu machen: Kann ich Sie heut noch einmal sehen? Und zwar hier bei mir in Greifenhagen? Meine Bitte wird Sie mit Recht einigermaßen befremden. Und ich habe für mich keine andere Entschuldigung, als daß ich mit Ihnen eine sehr dringende Angelegenheit besprechen muß, die keinen Aufschub duldet und für die Zukunft von uns beiden bestimmend werden dürfte. Daß mir dies in Pahlowitz unmöglich ist, wird Ihnen wohl ohne weiteres klar sein. Ich sende Ihnen daher mein Auto zu und bitte Sie, ganz nach Ihrem Gutdünken darüber verfügen zu wollen. Sie können damit in einer knappen halben Stunde in Greifenhagen sein und noch in der Nacht ohne Aufsehen wieder nach Pahlowitz zurückkehren. Kommen Sie, wenn es Ihnen irgend möglich ist. Lassen Sie mich nicht vergebens warten!

In aufrichtiger Verehrung
Ihr E."

— — — — — —

Mit einem leisen Lächeln des Triumphes faltete Hella das dünne Briefblatt wieder zusammen.

Sie waren sich alle doch gleich diese Männer, einer wie der andere.

Schwächlinge, die ein unsichtbares Sklavenmal an der Stirn trugen; Puppen, die sie nach ihrem Gefallen tanzen ließ.

„Wo haben Sie Ihren Wagen?" sagte sie dann kalt und hochmütig.

„Ich halte auf der Chaussee dicht am Gutspark."

„Fahren Sie etwas weiter in den Wald hinein. Es könnte doch noch jemand vom Schloß nach dem Dorf hinübergehen. Und es ist nicht nötig, daß man Sie sieht. Erwarten Sie mich gegen halb elf. Dann erhalten Sie weitere Befehle!"

Siebzehntes Kapitel.

Als Hella über die Schloßterrasse in den Speisesaal kam, traf sie wie zu Mittag nur die Baronin und Dr. Reinwaldt beim Abendbrot.

Sie wurde mit freundlichen Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben empfangen, und die Baronin erzählte, daß der Wartenberger Kreisarzt in der Zwischenzeit im Schloß gewesen sei und Hertha eingehend untersucht, aber keine organische Erkrankung bei ihr gefunden habe; es handle sich offenbar um eine nervöse Depression, wie sie junge Mädchen vor großen Entscheidungen ihres Lebens zuweilen überfalle und am besten mit völliger Ruhe und Schonung behandelt werde.

Hella saß währenddessen wie in halber Geistesabwesenheit und aß und trank mechanisch, was ihr vorgesetzt wurde.

Die bevorstehende Aussprache mit Graf Eichstädt nahm ihr ganzes Denken so vollständig in Anspruch, daß sie sich kaum zur äußerlichen Aufmerksamkeit für den Gang der Unterhaltung zu gewinnen vermochte und es geradezu als eine Erlösung begrüßte, als die Baronin endlich die Tafel aufhob und sich mit Dr. Reinwaldt auf die Terrasse zurückzog.

Sie selbst hatte schon vorher gebeten, Gute Nacht sagen zu dürfen, da auch sie sich heut sehr angegriffen fühle und sobald wie möglich zur Ruhe gehen wolle. — —

In ihrem Zimmer angekommen, warf sie sich sogleich auf ihr Chaiselongue und breitete ein feuchtes Handtuch über die klopfenden Schläfen.

Jetzt erst, da sie sich niedergelegt hatte, empfand sie, wie angegriffen und abgespannt sie eigentlich war, daß sie wohl eine halbe Stunde lang regungslos in ihrer liegenden Stellung verharrte und ohne Gedanken zu den Studarabesken der Decke emporsah.

Im ganzen Hause war es totenstill, nur aus dem Park klang ab und zu ein leises Rauschen, ein Vogellocken verloren herein.

Zuweilen schien es ihr, als ob jemand vorsichtig an ihre Tür vorbeizuschleichen suche, dann wieder knackte und raschelte es in der Wandvertäfelung, daß sie sich endlich wieder aufrichtete und in den dunklen Korridor hinausspähte, den ein langer, schmaler Mondstreifen mit einer unsicheren Helle durchdämmerte.

Aus dem Musiksaal des Erdgeschosses kamen die gedämpften Akkorde einer leidenschaftlichen Melodie, die ihr wohlvertraut war.

Dr. Reinwaldt spielte die Legende von Wieniawski.

Er war also noch auf, und sie konnte ohne Furcht vor einer Entdeckung durch sein scharfes Ohr den gewohnten Ausgang des Seitenportals gewinnen.

Schnell entschlossen nahm sie einen Schal um die schmalen Schultern und glitt wie ein Schatten dicht an der Wand des leeren Ganges zum Treppenhaus.

Als sie nach langen, bangen Minuten endlich die Haustür öffnete, schlug es vom Schloßturm schwer und wuchtig ein Viertel nach zehn.

Vorsichtig, nach allen Seiten Ausschau haltend, schlüpfte sie hinaus und wandte sich dann sofort zum Wirtschaftshof hinüber.

Der Mond trat in diesem Augenblick groß und klar über den Gipssaum des Parkes und badete ihr seidenes Haar in zeinem feinen Silberduft, indes sie in tiefen Zügen die Frische der lichten, stillen Nacht einatmete.

Schwarz, mit starren, steilen Kanten, gleich scharfbegrenzten Massen von Finsternis, zeichneten sich die Umrisse der Brennerei in dem flimmernden Lichtbereich.

Zuweilen klang das Schnaufen eines träumenden Tieres oder das Rütteln einer Halfterkette aus den Ställen herüber.

Ein Hund schlug an, zwei, drei andere stimmten aus fernen Winkeln in sein Gebell mit ein.

In der Wächterbude regte es sich.

Laternenschimmer huschte hin und her.

Da löste Hella mit zitternden Fingern den schweren Eisenriegel aus dem Vorlegebalken des Hoftores und eilte im nächsten Augenblick querfeldein zur Greifenhagener Chaussee hinüber.

Die nassen Gräser schlugen ihr um die dünnen Seidenstrümpfe, die Glocken des Bienensaugs streiften ihr Hände, ein sprühender Tau netzte ihr Haar.

Sie achtete all dessen nicht, in fliegender Hast jagte sie weiter.

Es war fast tageshell ringsum, eine fahle bläulich-weiße Helle, daß man den eigenen Schatten auf dem Boden sah.

Das Mondlicht lag rote ein feines Schleiertuch über der langen Linie der einsamen Chaussee.

Weiter hinten erhoben sich mächtige, düstere Massen, ein zackiges Häusergewirr, der Giebel von Pahlowitz.

Stumm stand das Herrenhaus in der stillen Sommernacht.

„Gnädiges Fräulein!"

Irgendwoher klang auf einmal eine Männerstimme durch das tausendfache Heimchenkonzert.

Hella schreckte zusammen, daß sie im ersten Augenblick kein Glied zu rühren vermochte.

„Der Wagen wartet drüben im Walde!"

Wie aus dem Boden gewachsen stand der Chauffeur Graf Eichstädts vor ihr.

Mit einer gewaltsamen Anstrengung schüttelte sie das lähmende Entsetzen wieder von sich ab.

„Ich komme," sagte sie kurz.

Ihr Augen glänzten plötzlich wie im Fieber; sie war wie verwandelt, ganz Leben und tatkräftige Entschlossenheit vor der Entscheidung.

Dann lehnte sie sich weich in das schwellende Lederpolster des Autos, indes der Mann den Motor ankurbelte und vor dem Einsteigen mit einem scheubewundernden Blick ihr schönes blasses Antlitz umfaßte, das der Mond jetzt ganz in sein Licht getaucht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Aussprüche großer Männer.

Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinweisen, das ist alles, was wir können, die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.

Scharnhorst.

Die Uebung auf eigene Verantwortung hin ist die beste, wenn nicht die einzige Schule der Selbstregierung.

K. Schurz.

Selbstregierung kann nur gelernt werden, indem sie ausgeübt wird.

K. Schurz.

Der Maulwurf.

Von
Elisabeth Jöst.

(Nachdruck verboten.)

In einem kleinen Kessel unter der Erde wohnte ein Maulwurfsfamilie mit ihren beiden Kindern. Der Vater, halb blind und an einem Bein gelähmt, unterrichtete das kleine Maulwurfsmädchen mit dem rosigen Schnäuzchen. Er warnte es vor den Fallen des Pächters und den nackten flinken Beinchen der grausamen Kinder.

Das kleine Maulwurfmädchen starrte auf sein glänzendes Fellchen, in dem sein Gesicht abgespiegelt war. Es hörte aufmerksam zu, aber ganz heimlich irrten seine Gedanken zu dem großen Bruder, der so klug und liebenswürdig war.

Der junge Maulwurf ernährte seine ganze Familie. Er hatte keine Freunde unter den Scharen der Maulwürfe, die in der Nacht um ein Feuerchen saßen und sich Abenteuer erzählten. Sein Tag war kurz und mit Arbeit gepanzert. Der alte Bau mußte ausgebessert werden, kleine Nebenschächte waren zu graben, da die ehemaligen eingestürzt waren. Das rosige Schwesterchen brauchte ein neues Zimmer. Mit besonderer Liebe wollte er es austapezieren, alle die goldenen herabgewehten Blätter wollte er sammeln, damit das kleine Wesen einen Palast bekam, worin es singen und Reigen tanzen konnte.

Der junge Maulwurf hatte eine so schöne Seele, daß die egoistischen Gedanken, die im kleinsten Körper wohnen, ihm niemals zu nahen wagten. Kein eigener Wunsch stieg zu ihm an die Oberfläche. Er wollte seine alten Eltern glücklich machen; seine arme Mutter hatte sieben Maulwurfskinder sterben sehen, der Vater war schwerverletzt aus dem Garten des Todes zurückgekommen . . .

Der junge Maulwurf warf unter solchen Gedanken seine kleinen Hügel auf, um den Bau zu erweitern. Er kam ganz nahe an die Bauten der vielen andern Maulwurfsfamilien, er hörte ihre ehelichen Gespräche, das Weinen der Kinder und den Gesang der Maulwurfsmädchen. Sein müder Arm zitterte von der Anstrengung des Grabens und ein wenig auch von der Süße des Liedes. —

Das Alter seiner Eltern bedrückte ihn oft, aber sein rosiges Schwesterchen wog diesen dunklen Schatten tausendfach auf. Wenn sie noch ein bißchen wuchs, konnte sie eben so rein singen, ihr Fellchen war sicher glänzender wie das der fremden Maulwurfsmädchen, die er nie gesehen hatte. So vertrieb er die Sehnsucht nach dem Gesang der Liebe, und so zerriß er die Gedanken nach der Armut der Jugend. Er lehrte in den Kessel zurück, wo der Wind der Oberwelt hereinwehte und mit seinen jungen Vettern, den Herbstblättern, ein raschelndes Zwiegespräch hielt . . .

Der Maulwurfssohn lehnte sich traurig an die gewölbte Erdwand, die das Kesselchen umschloß. Der Gesang hatte sein Herz zu einem sehnsüchtigen Echo erweckt. Sein Auge schweifte hinaus in den ungeheuren Weltraum mit seinen vier Himmelsgegenden, mit seinen hellen Farben und dunkeln Naturerscheinungen. Es war nur ein kleiner Ausschnitt, durch den er schaute, gerade groß genug, um eine Falle einzustellen. Er konnte das Gebirge eines Baumes sehen, die weitverzweigten Arme mit den lachenden roten Früchten . . .

Der junge Maulwurf sah den Abend durch die Blattgewebe steigen. Er hatte seine eigenen psychologischen Beobachtungen und kannte den Aufgang der Sonne und den Honigpfad des Mondes seit seiner frühesten Kindheit. . . . .

Nun kam der Abend auf leisen Sohlen und sandte seine kleinen Gespielin, das Zwielicht, daß es von den tausend Dingen der Erde einen Umriß zeichne. Das Zwielicht huschte auf die grünen Rücken der Blätter, daß sie zitternd und er-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210217028/fragment/page=0001

schreckt einen Schatten warfen. Die goldenen Zweige erloschen, um nicht entdeckt zu werden, denn sie waren eitel, und das Zwielicht war ein grotesktes, boshaftes Persönchen, das die reinen Formen ungeheure Dimensionen annehmen ließ. —

Der junge Maulwurf wich in den Schacht zurück und fiel auf die Falle, die in einem Blättermantel versteckt lag. Aber er tat sich nur etwas weh und tastete sich weiter. Er sah ein grünes Licht in der Tiefe des Baues hin und her tanzen. Es war das kleine Maulwurfsmädchen mit einem verirrten Glühwürmchen, das aus Angst leuchtete. Das Kind lachte glücklich über sein Spielzeug, das fremd und lebendig war. . .

Nun kam die Maulwurfsmutter und wünschte ihm Guten Abend. Die Abende waren freudlos und kalt. Der Vater war zu sparsam, um ein Feuer anzuzünden. Man hörte nur das eintönige Schlucken beim Essen. Das Schwesterchen schluckte fein und manierlich, die Mutter gedankenvoll und achtlos, der blinde Vater beschwerlich und mit Unterbrechungen, und der junge Maulwurf schluckte manchmal Tränen hinunter. —

Das Schwesterchen mußte sich früh ins Bett legen und empfand die Freudlosigkeit nicht so sehr. Aber der junge Maulwurf starrte vor sich hin und grübelte darüber nach, wie er mehr Licht verbreiten könne. Und es kam nichts und hellte ihn auf, und seine Augen erloschen, und die Tränen suchten im Dunkel ihren Weg und durchnäßten seinen Hals. . . .

An einem ähnlichen Abend hörten sie alle einen dumpfen Zusammenbruch in der Erde. Klagende Stimmen lösten sich los, dann folgte wieder ein Zusammenbruch. . . .

Es mußte ein großes Unglück geschehen sein! Der junge Maulwurf nahm seinen kleinen Spaten und eilte durch den ganzen Bau, in den Kessel, zur Oberfläche; aber es war nichts Außergewöhnliches zu sehen. Er legte sein Ohr an die vielen Nachbarwände, und plötzlich hörte er wieder die klagenden Stimmen und das leichte Bröckeln eines einstürzenden Schachtes. Er durchstieß mit dem Spaten einen flüchtigen Riß und schlüpfte hinüber. . . .

Die Verwirrung des kleinen Völkchens war aufs Höchste gestiegen. Die Maulwurfsmädchen liefen mit ihren Betten hin und her, die Kinder weinten im Schlaf, die Alten gruben und schaufelten, um zu retten, was noch da war. Der junge Maulwurf mischte sich unter sie und arbeitete verzweifelt. Sie erkannten ihn nicht, denn er hatte zufällig ein ziemlich ähnliches Pelzchen, wenn es auch bei Licht stärker und reiner glänzte. Aber danach konnte jetzt niemand sehen; sie gruben mit Angst, mit Eifer und Tränen. . .

Um Mitternacht war die größte Gefahr beseitigt. Der Bau war freigelegt und festgetreten. Die Maulwurfsmädchen trugen ihre Betten zurück und weinten Freudentränen. Die kleinen dicken Kinder waren wieder eingeschlafen. Der junge Maulwurf aber schlüpfte nach der Oeffnung zurück, um seine Eltern von dem Unglück zu benachrichtigen . . .

Da piepste neben ihm etwas so kläglich und erschöpft, daß er stehen blieb und fragte: „Ist da jemand?"

Nun kam zwar keine Antwort, aber ein kleines, zartes Maulwurfsmädchen hob sein Köpfchen empor und sah ihn an. Verwirrt senkte der Maulwurf sein Gesicht und entdeckte bei derselben Gelegenheit, daß die Kleine mit einem Beinchen in eine Falle geraten war. Sein Herz schlug so laut, daß das Mädchen den Schmerz verbiß und auf diese wilde Melodie lauschte, die sie nie zuvor gehört hatte. Aber der Schmerz läßt sich nicht lange durch ein Maulwurfsherz betäuben. . . .

Das Mädchen stöhnte leise, und sein Gesicht mußte tief erblaßt sein, weil die Augen so dunkel und groß hervortraten.

Der junge Maulwurf sagte kein Wort. Er suchte den Draht, der das Beinchen festgeschmiedet hatte. Dann nagte er abwechselnd mit seinen zwei besten Vorderzähnen, um das Beinchen zu befreien. Aber die Menschen haben häßliche Manieren. Die Falle war so schwer zu besiegen, es verging die Nacht, und der Honigpfad des Mondes nahte sich schon bläulich färben. . .

Das kleine Maulwurfsmädchen fieberte, seine Augen glühten, aber sein Herz schürte ein noch stärkeres Feuerchen . . . —

Der junge Maulwurf hatte noch keine Silbe gesprochen, nur unabläßig genagt und gezerrt. Sein Gebiß war ganz gesplittert, aber sein Herz schmetterte gegen das trennende Gitter, und das Feuerchen brannte immer heller.

Mit einem Male zersprang die mürrische Falle, der junge Maulwurf riß das zarte Wesen in seinen Arm und trug es freudetrunken zu seinen alten Eltern, in seinen eigenen Bau . . .

Kein Mensch weiß, was so ein kleines Maulwurfsmädchen für Licht um sich verbreiten kann.

Valuta.

Von

Max Adler.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 2020 nach Christi Geburt macht ein deutscher Literarhistoriker, Herr Geheimrat Professor Doktor Onuphrius Kaltwedel, einen aufsehenerregenden biographischen Fund. Er entdeckte auf dem Dachboden der europäischen Zentralbibliothek zu Myslowitz unter wertlosem Gerümpel und ausrangierter Makulatur aller Disziplinen eine Art Kassabuch mit der Aufschrift „Valuta", herrührend von einem Schriftsteller namens Gotthold Seeligenfleisch, der hundert Jahre vorher in der damaligen Republik Deutschland gelebt und geschrieben (aus noch zu bemerkenden Gründen konnte man zunächst leider nicht sagen: gedichtet) hatte — damals, als die Mark einen Groschen galt — und all die hundert Jahre her für die gesamte Oeffentlichkeit, mit Einschluß der Literarhistorie, völlig verschollen war.

Als Onuphrius Kaltwedel den steifen Deckel zurückschlug, sah er zunächst nichts als lange Reihen von Buchungen eingelaufener Geldbeträge nebst dazugehörigen Tages- und Monatsdaten. Wie er jedoch die zu den einzelnen Posten gehörigen Aequivalente näher ins Auge faßte, merkte er zu seinem freudigen Erstaunen, daß er sich auf heimischem Grund und Boden bewegte: es handelte sich um schriftstellerische Erzeugnisse, die allerdings schon im Titel den absoluten Verzicht auf dichterische Qualität verrieten. „Die Braut des Banknotenfälschers", „Joe Debbs's letzter Fang", „Die Sünde des Priesters", „Dämon Alkohol" und ähnliche Firmenschilder schienen ausschließlich kommerziellen Ehrgeiz anzudeuten.

Es war, wie gesagt, in der Zeit, als die Mark einen Groschen galt und die Dichter, um nicht zu verhungern, sich als Schriftsteller betätigen mußten.

Onuphrius Kaltwedel blätterte weiter und entdeckte plötzlich sehr merkwürdige Dinge: kleine Papierzettel mit Notizen und Daten allen, die dramatische oder schwankhafte Handlung mit bildlichen Mitteln unter völligem Verzicht auf Dialog fixierten. Spezialist in der Literatur jener Menschheitsepoche, die in den Geschichtsbüchern seiner Tage als das „Eherne Zeitalter des Kitsches" verzeichnet stand, riet Onuphrius Kaltwedel sofort auf die Literaturgattung des „Films", die, wie er wußte, die ersten Dezennien des zwanzigsten Jahrhunderts unumschränkt beherrscht hatte.

Der Schriftsteller Gotthold Seeligenfleisch war damit für ihn rubriziert und abgetan. Ueber den rätselhaften Titel des Kassabuchs zerbrach sich Kaltwedel nicht weiter den Kopf. Er wußte: es war jene Zeit, die an funktionslosen und sturrilen Wortbildungen das Unmöglichste geleistet hatte. Er brauchte, als er seinen Hörern die Sache vortrug, nur an Seltsamkeiten wie „Sapag", „Dada", „Orgesch", „I. G." oder „Expressionismus", zu erinnern, um deren Verständnis sich die Forscher seiner Zeit vergeblich mühen. Es mochte auch mit dem Rätselwort „Valuta" etwas Aehnliches auf sich haben. Für ihn war die Angelegenheit erledigt. Gotthold Seeligenfleisch war ein Filmdramatiker. Und zwar zählte er, wie die Bilanz jener Aufzeichnungen auswies, offenbar zu den erfolgreichsten seiner Gattung.

Nach Onuphrius Kaltwedel, der kurz nach dieser Entdeckung verstarb, bestieg sein Sohn Eulogius Kaltwedel den Lehrstuhl für Literaturgeschichte an der europäischen Zentraluniversität von Myslowitz. Eulogius Kaltwedel war Grübler und Kritiker von Natur aus und, da er seinen Vater während seines ganzen bisherigen Daseins als lebendigen Stoff für die Erprobung seines kritischen Scharfsinnes, als geistigen Schleif- und Wetzstein sozusagen, vor sich hatte, dessen natürlicher Opponent.

Und was war natürlicher, als daß er auch seine — so einfach scheinende — Filmthese in Sachen Seeligenfleisch bezweifelte. Er kratzte, schabte und roch an dem Kassabuch des Filmautors, als käme ihm etwas nicht ganz geheuer vor. „Sie werden zugeben, meine Herren," rief er eines Tages seinem erwartungsvoll lauschenden Auditorium zu, „daß ein Normalmensch vom Produzieren solcher Dinge allein geistig nicht leben kann. Nun deutet absolut nichts in dem vorgefundenen Manuskript darauf hin, daß Gotthold Seeligenfleisch kein Normalmensch gewesen wäre: ergo . . ."

Den Hörern leuchtete dies ein. Und so waren sie im Grunde gar nicht überrascht, als Eulogius Kaltwedel eines Tages mit einer funkelnagelneuen Entdeckung herausrückte: dieser Gotthold Seeligenfleisch war ein Dichter, ein wirklicher, gottbegnadeter Dichter, dem es aber in jenem „Ehernen Zeitalter des Kitschs" höchst miserabel erging, so daß er seinen Arbeitstag im wesentlichen darauf verwenden mußte, mit den Wäsen des Kitschs zu heulen und seine wertvollen Dichtungen entweder ungeschrieben ließ oder in seinem Pult verschloß. Sein literarisches Schaffen wurde ihm so mehr und mehr zu einer Angelegenheit des geldlichen Tagesbedarfs, und da das deutsche Geld in jener „Ehernen Zeit" — die Nationalökonomen der Universität Myslowitz hatten dies längst festgestellt — so gut wie nichts galt, war auch der Name „Valuta" (von dem lateinischen Zeitwort valere = gelten) hinlänglich erklärt: als ironische Bezeichnung für eine Sache, die so gut wie nichts gilt, oder nur dann, wenn der dahinter steckende minimale Wert durch Massenproduktion sich entsprechend summiert.

Daß aber dieser Gotthold Seeligenfleisch in der Tat nur ein Dichter und kein bloßer „Valuta"-Schriftsteller gewesen sein konnte, daß schloß Eulogius Kaltwedel aus einigen Versen, die er ganz rückwärts im Kassabuch, überklebt von einem Papiersetzen mit Haushaltungsdaten, nach emsigem und vorsichtigem Scharren entdeckt hatte. Und indem er diese schlichten Verse freilegte, kam er sich nicht weniger erhaben vor, als ein Altertumsforscher, der den monumentalen Grundriß einer antiken Stadt, vom Zeitenschutt befreit, der Nachwelt überliefert hat. Es waren Verse von einer wild-zärtlichen Resignation, gerichtet an ein kleines Kind — sein Kind, dem er das Opfer eines entwerteten Schaffens, seinem erstickten Dichterruhm, den unnützen Fleiß vertaner Nächte vor die kleinen rosigen Füße legte — damit es lebe . . .

Er aber starb und verschollen. Jetzt erst, nach hundert Jahren begann er zu leben. Denn Eulogius Kaltwedel rastete und rostete nicht, ehe denn das Bild des wahren Dichters Gotthold Seeligenfleisch, von allen Flecken täuschenden Scheins gesäubert, strahlend zutage trat. Unermüdliche Mutungen mit der Wünschelrute seines kritischen Spürsinns hatten endlich den ersehnten Erfolg: in einem lichtlosen Winkel des Dachbodens der Zentralbibliothek von Myslowitz, von Spinngewebe überdeckt, ruhten vergilbte Manuskripte: das heilige Vermächtnis eines Dichters, das zur Zeit, da er noch auf Erden wandelte, kein Verleger „annehmen" gewollt.

Jene armen verirrten Verse der Liebe, einige Wahrheitsspur in der merkantilen Chronik eines Scheindaseins, hatten ihm die fast verscherzte Ewigkeit gerettet.

Das Recht auf Gesundheit und die Pflicht sie zu erhalten.

Von

Geheimrat Emil Abderhalden.

Im Verlag S. Hirzel in Leipzig ist eine neue, vortreffliche Schrift des hallischen Physiologen Abderhalden erschienen. Wir bringen unseren Lesern den Leitsatz des Buches, das sich „Das Recht auf Gesundheit und die Pflicht, sie zu erhalten" betitelt:

Unendliches Leid liegt über der ganzen Menschheit. Ueberall die gleiche bange Frage: Was wird die Zukunft bringen: Abstieg oder Aufstieg? Pessimismus und Optimismus kämpfen um die Vorherrschaft. Wird aus dem Meer von Blut eine neue, bessere Zeit hervordrechen und uns mit der fast untragbar schweren Gegenwart aussöhnen? Ueberall rühren sich Menschen, die nach neuen Lebensformen suchen. Große Ideen zerschellen noch an der Trägheit der Massen und vor allem an dem Umstande, daß trotz gewaltiger Erschütterungen nur von wenigen erkannt wird, daß veränderte Zeiten neue Wege und neue Ziele erfordern. Kein Gesetz, keine Verordnung, keine gewaltsame Durchsetzung von Ideen, kein Zwang vermag uns emporzuführen. In uns selbst liegt der Keim für eine glücklichere Zukunft. Lange genug haben die meisten von uns auf ein Wunder von außen gewartet! Bezwingen wir unseren Egoismus! Lernen wir erkennen, daß wir ein Glied eines großen Ganzen, eines Volkes und darüber hinaus der gesamten Menschheit sind! Streben wir nach Erfüllung unserer höchsten Pflicht, innerhalb dieses Ganzen unsere Gaben in höchster Vollendung im Interesse der Allgemeinheit auswirken zu lassen! Arbeiten wir an unserer Persönlichkeit bis zum Ende unserer Erdenlaufbahn. Hoben wir das Gute, das in uns schlummert, heraus, pflegen und entwickeln wir es zum Nutzen und Frommen des eigenen Glückes und des seines unserer Mitmenschen. Halten wir vor allem das höchste Gut, das wir besitzen, unsere Gesundheit, hoch und heilig. Sie bleibt, auch wenn uns alle irdischen Güter genommen werden, unser Eigentum. Wir haben es in der Hand, sie uns zu erhalten. Erwarten wir auch hier nicht Förderung von außen! Bleiben wir uns klar bewußt, daß wir selbst es sind, die im wesentlichen unserer Gesundheit Schmied sind. Schon die Jugend lerne Körper und Geist als ein Heiligtum betrachten, das im Interesse der eigenen Persönlichkeit und darüber hinaus der Allgemeinheit gepflegt werden muß. Wir gewaltig weit ist die gesamte Menschheit von der ehernen Pflicht entfernt, den eigenen Körper und damit den Geist rein und stark zu erhalten! Die Zukunft der gesamten Völker liegt in der Gesundheit der einzelnen Individuen. Gesunde Eltern werden gesunde Kinder haben! Ohne Gesundheit kein sozialer Fortschritt!

Das Glück des einzelnen Individuums, der Völker und damit der gesamten Menschheit ist nicht in der Gleichstellung aller begründet. Gleichheit widerspricht den Grundregeln der gesamten Natur. Sie bringt nur Ungleiches hervor. Sie verteilt die Gaben verschieden und erzeugt glücklicherweise Individualitäten! Wie ungeheuer langweilig wäre das Erdenwallen, wenn die einzelne Persönlichkeit sich ins Unendliche wiederholte! Jede Persönlichkeit soll sich mit ihren Gaben möglichst vollkommen entfalten können! Gleichheit soll herrschen in den Rechten und in noch viel höherem Maße in den Pflichten! Die höchste Pflicht gegen sich selbst und der gesamten Menschheit gegenüber ist die Gesunderhaltung von Körper und Geist! Ihre Erfüllung durch alle Glieder eines Volkes führt dieses über noch so große Schwierigkeiten empor und sichert ihm eine große Zukunft. Möchte in der ganzen Erziehung der heranwachsenden Jugend als oberster Grundsatz ständig der Gedanke mitklingen, daß uns nichts so not tut, als gesteigertes Verantwortlichkeitsgefühl den gegenüber, was uns anvertraut ist. Lernen wir jedes einzelne Glied des Volkes erkennen, welche Bedeutung es für die Gesamtheit hat. Wecken wir neben dem Anspruch auf Recht das viel höher zu bewertende Gefühl für Pflicht. Reißen wir den Einzelnen heraus aus seinem Sonderdasein mit all seinen Uebeln, der Jagd nach irdischen Gütern, nach höchst zweifelhaften materiellen Vorteilen, und erziehen wir ihn zu einem wertvollen Teil des ganzen Volkes!

Eine Nürnberger Anordnung nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges

(Nachdruck verboten.)

In einem alten, vergilbten Werk, stammend aus dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, findet sich folgende merkwürdige Verordnung, die der Nürnberger Kreistag am 14. Februar des Jahres 1650 erließ. Das Kulturkuriosum lautet:

„Beschluß des Kreiß-Tages.

Demnach auch die unumgängliche, des Heiligen Römischen Reiches Notdurfft erfordert, die in diesem 30jährigen blutigen Kriege ganz abgenommene, durch das Schwerdt, Pest-Seuchen und Hungersnöthen verzehrete Mannschafft hinwiederum zu ersetzen und in des Künftige eben desselben Feinden, besonders aber dem Erb-Feind des christlichen Namens, den Türken, desto stattlicher gewachsen zu sein auf alle Mittel, Wege und Weise zu gedenken, als seins auch reifflichste Ueberlegung und Beratschlagung folgende drei Mittel vor die bequemste und beträgligliche erachtet und allerseits beliebet worden:

1. Sollen hinfüro innerhalb den nächsten zehen Jahren von junger Soldateska oder Mannes-Persohnen, so noch unter 30 Jahren, in die Klöster aufzunehmen verboten.

2. denjenigen Priestern, Pfarrherren, so nicht Ordensleute sein oder auf den Stiftern Canonicates, sich ehelich zu verheiraten,

3. Jedem Mannespersohnen zwei Weiber zu heirathen erlaubet sein.

Dabei doch alle und jede Mannes-Persohn ernstlich erinnert, und von den Kanzeln des Oefteren ermahnet werden sollen, sich dergestalt hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich völlig und gebührender Discretion und Versorg befleißige, damit er als ehelicher Mann, der ihme zwei Weiber zu nehmen getraut, beide Frauen nicht allein notwendig versorge, sondern auch unter ihnen allen Unwillen verhüte."

Literatur.

Martin Frey, Drei Lieder für mittlere Stimme op. 36. Steingräber-Verlag, Leipzig.

Das erste, „Vöglein, wohin so schnell?" (Geibel), kann sich neben der bekannten Vertonung von R. Franz mit Ehren hören lassen und hat dazu den Vorzug, daß es musikalisch ausgeführter ist. Der Singstimme ist Gelegenheit gegeben, sich in einer gesponnenen Kantilene zu entfalten, die von duftigen Sechzehnte-Sextolen der Klavierbegleitung getragen wird. Die beiden anderen „Im Volkston" (Arno Holz) und Legende (Alois Hofer) schlagen ein genüttvollen, volkstümlichen Ton an, in dem eine leise Melancholie mitschwingt. Die Legende ist im Charakter eines zarten Wiegenliedes gehalten.

— —, Auf dem Maskenball (Gustav Falke) ebenda. Ein Schlager im besten Sinne des Wortes. Ein Beispiel, wie man ein elegantes Stück schreiben kann, ohne ins Triviale zu verfallen. Die Klavierstimme ist selbständig gehalten und ergibt für sich gespielt einen prickelnden Walzer. Das Bombardon ist mit einer humoristischen Pointe bedacht. Das graziöse Lied mit seiner Lustigkeit und seinem zärtlichen Schmachten wird, zumal in der Faschingszeit, nirgends seine Wirkung verfehlen. Dr. H. Kleemann.

Die Erfüllung aller Wünsche. Von Orison Swett Marden. („Lebensbücher". Verlag J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart.)

Orison Swett Marden ist in wenigen Jahren einer der meistgelesenen Autoren in Deutschland geworden und der Verlag Engelhorn hat sich mit der Verbreitung seiner Lebensbücher ein wahres Verdienst erworben. Neben gegenwärtiger Oberflächlichkeit, die uns Deutsche wenig befriedigt, findet sich hier so viel siegfahte Kraft und jugendliche Frische, daß man diese so voraussetzungslos geschriebenen, im besten Sinne gemeinverständlichen Bücher jedem in die Hand drücken möchte, der seines Wegs nicht ganz sicher ist und an seiner eigenen Natur oder unserer schweren Zeit krankt. Das neueste Buch, dessen ausgezeichnete Ausstattung hervorgehoben sei, zeigt alle alten Vorzüge des Verfassers und wird seinen Weg machen, wie die andern ihn gemacht haben.

Die neuen Reichssteuern. Zusammenhängend und faßlich dargestellt von Justizrat Dr. Roest, Solingen. Heft 6: Die neue Reichseinkommensteuer. Gesetz vom 21. März 1920. Heft 7: Das Kapitalertragsteuergesetz. Vom 30. März 1920. Heft 8: Das Körperschaftssteuergesetz. Vom 30. März 1920. 1921. Industrieverlag Spaeth u. Linde, Fachbuchhandlung für Steuerliteratur, Berlin C. 2.

Zu beziehen durch die

Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63. Fernruf 4520 u. 1630.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210217028/fragment/page=0002